

Zum achtzigsten
Geburtstag von
Jean d'Ormesson

Vermissten-Anzeige

Godehard Schramm

Im vergangenen Jahr konnte ich eine Weile als Gast in Biarritz leben. Ganz in der Nähe, bei St. Jean-de-Luz, steht das Geburtshaus von Maurice Ravel in Ciboure. Ich wusste wohl: „Maurice Ravel n'a pas écrit que le Boléro!“ Aber jetzt erst begann ich diesen Komponisten für mich zu entdecken – insbesondere jenes frappierende Mittelstück aus seiner *Sonate in G* (für Violine und Klavier): den *Blues*.

Wiewohl ich in den slawischen Sprachen und im Italienischen zu Hause bin: Das „geistige Frankreich“ hat mich immer beschäftigt – und es ist meine unerschöpfliche und unverzichtbare Schatzkammer.

Und so ergab es sich, dass ich dann im Herbst auf der „RegionalBahnLinie“ der Partnerschaft „Mittelfranken-Limousin“ erneut nach Limoges kam, um an verschiedenen Orten aus meinen ins Französische übersetzten Texten vorzulesen.

Am frühen Morgen, vor der Rückfahrt, schlenderte ich, im Wohlgeruch der frischen Baguettes, durch die wohlgestaltete Eingangshalle des Bahnhofes St. Bénédictins in Limoges. Die Rücken der Taschenbücher überfliegend, blieb ich bei einer Ausgabe von folio hängen: *C'était bien* lautete der lapidare Titel; ich schlug auf, las ein paar Sätze, war stolz, dass ich bei meinem „Wenig-Französisch“ auf Anhieb das meiste verstand. Der Name des Autors Jean d'Ormesson („de l'Académie Française“) kam mir zwar „irgendwie“ bekannt vor, doch gelesen hatte ich noch nie etwas. Ich kaufte, und während der Rückfahrt im Bus kam ich lesend ziemlich weit;

die zupackende Kürze des Stils sprach mich an. Am Ende des fast aphoristischen autobiografischen Bericht-Essay-Buches stand eine zweiseitige Liste seines Werkes – zu meinem Erstaunen: Nicht auf Deutsch derzeit lieferbar; ich vergewisserte mich an der zuständigen Stelle. Tatsächlich, derzeit gibt es kein Buch von ihm in unserer Sprache.

Nun fiel mir ein, dass Jean d'Ormesson einmal in Ernst Jüngers Tagebuch *Siebzig verweilt II*, am 12. Oktober 1977 erwähnt wird; der Franzose, 1925 geboren, gehört also zu Jüngers „literarischen Freunden“.

Ich gebe also hier eine Vermissten-Anzeige auf – denn dieser philosophische Schriftsteller fehlt ganz einfach im Spektrum der LeseImportFrüchte aus „La Grande France“.

Als Lockruf füge ich eine Passage aus *C'était bien* (éditions Gallimard, 2003) an: „La vie ne suffit pas.“ Meine Übersetzung-Probe ist gewiss nicht tadellos, denn wenn ich bislang wirklich übertrug und nachdichtete, so war das aus dem Russischen und Polnischen sowie aus dem Italienischen oder Tschechischen. Hier also meine Kostprobe aus einem Buch, in dem man auch auf allerlei scharfe „politische Meinungen“ stößt. Etwa seine „Lobrede auf das Unnütze“ (*éloge de l'inutile*) oder sein *complexe de César*, der mit „niederschmetternden Debüts“ in der Literaturgeschichte beginnt.

Das Werk von Jean d'Ormesson, Romane, Essays und Reden, ist stattlich. Der in Paris geborene kann am 16. Juni 2005 seinen achtzigsten Geburtstag feiern.

„Das Leben genügt nicht“

von Jean d'Ormesson

„Vielleicht haben Bach und Mozart ihre Kantaten und Opernarien deshalb geschrieben, um ihre Freude auszudrücken. Vielleicht malen Maler deshalb, weil die Welt so schön ist. Ich glaube, dass die Schriftsteller deshalb schreiben, weil sie Kummer haben. Ich glaube, dass es deshalb all die Bücher gibt, weil es das Böse gibt, in der Welt und im Herzen der Menschen. Kein Mensch schreibe, wenn er keine Geschichte hätte. Und der Motor der Geschichte ist nun mal das Böse.“

Alle meine Bücher sind aus Verwirrung entstanden. Ich war glücklich, durchaus. Aber nicht glücklich genug, um mich zum Schweigen zu bringen. „Die Literatur“, hat Pessoa geschrieben, „ist der Beweis dafür, dass das Leben allein nicht genügt.“ Ich spürte das wie einen Mangel. Der warf mich aus mir selbst hinaus. Ich schrieb, um zu protestieren. Gegen die anderen. Und gegen mich selbst. Um den Kummer zu verwandeln in ein wenig Glück, unter Zuhilfenahme der Grammatik.

Der Kummer nahm viele Masken an. Gesichter von Frauen. Das Bild eines großen und alten Schlosses, dass die Unglücke der Zeit uns nötigen wegzugehen. Der Schmerz dieser so schönen und so traurigen Welt, wo ich ein Fest der Tränen sah. Immer schrieb ich, weil ich von einer anderen Sache träumte und um mich über meine eigene Mittelmäßigkeit hinwegzutrösten. Ich war zu groß für mich selbst allein.

Die Kümmernisse, die ich erlitt, waren sehr weit entfernt von jenen Unglücksfällen, die das Leben so vieler Männer und Frauen auf dem ganzen Erdball zerstörten. Abgesehen vielleicht von kurzen Umständen, die mit einem Krieg verbunden waren, der mich allenfalls aus der Ferne berührte, habe ich nie hungrern müssen. Ich hatte immer ein Dach über dem Kopf. Ich hatte immer Bücher um mich, dazu Musik, schöne Dinge, die einem gefallen, und vor allem Freunde. Ich habe meinen Vater sterben gesehen, dann meine Mutter, und für mich, der mit beiden so eng verbunden war, ist das ein Entzwei-Reißen gewesen. Doch schließlich war dieses Leiden nichts anderes als die übliche Regel.

Meine Kümmernisse oszillierten zwischen Überfluss und Unvermeidlichem. Was sie nicht weniger wirklich machte, ist die Tatsache, dass Menschen aus Verzweiflung oder aus Liebe ebenso sterben wie aus purem Elend.

„Mit den wirklichen Dingen brechen“, hat Chateaubriand geschrieben, „das bedeutet gar nichts. Aber mit den Erinnerungen! ... Das Herz bricht bei der Trennung von seinen Träumen.“

Vielleicht hatte ich ein zu zerbrechliches Herz, um das nicht zu glauben: Denn viele meiner Bücher entstanden bei der Trennung von Träumen.“

Aus dem Französischen
von Godehard Schramm